

ERFAHRUNGEN

NORA FRAISSE

MARION, für immer 13

Der Tag, an dem meine Tochter
nicht mehr leben wollte

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

An Marion

1: Mittwoch, 13. Februar 2013

2: Fragen über Fragen

3: Dein Brief an die Täter

4: Das Schweigen der Schule

5: Wir waren allein

6: Ein Strauß roter Rosen

7: Klasse 8c

8: Drei unheilvolle Tage

9: Architektenträume

10: Widersprüchliche Gefühle

11: Mea culpa

12: Die »Verleumderin«

13: Man muss darüber sprechen

14: Handeln, schnell handeln

Für Clarisse und Baptiste

Epilog

Danksagung

Über dieses Buch

Marion ist eine engagierte Schülerin mit guten Noten und dem Berufswunsch Architektin. Doch mit dreizehn Jahren nimmt sie sich völlig unerwartet das Leben. In ihrem Abschiedsbrief erklärt sie, sie habe die Beleidigungen in der Schule nicht mehr ausgehalten. Marions Mutter Nora will verstehen, warum sich ihre Tochter umgebracht hat. Sie durchforstet Facebook-Nachrichten und SMS, die Marion von ihren Klassenkameraden erhalten hat, und kommt nach und nach dem wahren Ausmaß des Mobbings auf die Spur.

Über die Autorin

Nora Fraise ist 43 Jahre alt. Ihre Tochter Marion hat sich im Jahr 2013 mit nur 13 Jahren selbst umgebracht, weil sie in der Schule gemobbt wurde. Nach dieser Tragödie, entschloss sich Nora Fraise für die Opfer von Mobbing an Schulen zu kämpfen. Neben der Veröffentlichung ihres Buchs hat sie den Verein »Marion La Main Tendue« gegründet. Sie hat zwei andere Kinder, eine Tochter studiert seit 2015 an der Universität.

NORA FRAISSE

**MARION,
für immer 13**

Der Tag, an dem meine Tochter
nicht mehr leben wollte

Aus dem Französischen von
Monika Buchgeister

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Deutsche Erstausgabe

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Calmann-Lévy

Titel der französischen Originalausgabe: »Marion. 13 ans pour toujours«

Originalverlag: Calmann-Lévy

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Titelillustration: Foto: collection personnelle de l'auteur

Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde

Datenkonvertierung E-Book:

hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-6056-1

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

An Marion

Marion, meine Tochter, am 13. Februar 2013 hast du dir im Alter von dreizehn Jahren das Leben genommen. Mit einem Schal hast du dich in deinem Zimmer erhängt.

Auf deinem Hochbett haben wir dein Handy gefunden, das du ebenfalls mit einem Kabel stranguliert hattest - eine symbolische Geste, mit der du vermutlich all jenen in der Schule das Wort abschneiden wolltest, die dich mit Beleidigungen und Drohungen gequält haben.

Ich schreibe dieses Buch, um deiner zu gedenken, um dir zu sagen, wie sehr mich eine Zukunft schmerzt, die du nicht mit mir, mit uns teilen wirst.

Ich schreibe dieses Buch, damit ein jeder seine Lehre aus deinem Tod ziehen kann. Damit Eltern ihre Kinder davor bewahren, Opfer zu werden, wie du eines geworden bist, oder aber Peiniger zu werden, wie diejenigen, die dir den Boden unter den Füßen weggezogen haben. Damit die Schulverwaltungen größere Sorgfalt darauf verwenden, achtsam zu sein und Anteil zu nehmen, wenn Kinder leiden.

Ich schreibe dieses Buch, damit das Phänomen des Mobbing in der Schule ernst genommen wird.

Ich schreibe dieses Buch, damit nie wieder ein Kind auf den Gedanken kommt, sein Leben unwiederbringlich fortzuwerfen, wie du es getan hast.

1

Mittwoch, 13. Februar 2013

»Lebenslänglich.«

Du lagst oben auf deinem Hochbett. Ich legte meine Hand auf deine Stirn, und es schien mir, als sei das Fieber gesunken. »Sieht so aus, als würde es besser werden«, seufzte ich erleichtert. Aber nein, es wurde überhaupt nicht besser.

Am Tag zuvor warst du früher als sonst von der Schule nach Hause gegangen. Deine Großmutter hatte dich gegen 13.15 Uhr dort abgeholt. Du hattest dich schwach gefühlt, es sah ganz nach einer Grippe aus. Du klagtest über Halsschmerzen und ich riet dir, dich in unserem Zimmer, im Zimmer deiner Eltern, richtig auszuruhen und zwei Schmerztabletten zu nehmen. Am Abend waren deine Wangen heiß, und ich gab dir eine weitere Tablette. Nichts Außergewöhnliches, wenn man sich krank fühlt.

Am nächsten Morgen bist du nicht rechtzeitig aufgestanden, um in die Schule zu gehen. Ich rief dort an, um mitzuteilen, dass es dir nicht gutgehe. Gegen elf Uhr kamst du zum Frühstück herunter, als sei nichts gewesen. Du warst nicht gerade gesprächig an diesem Tag, wie so oft kurz nach dem Aufstehen. Niemals werde ich deinen Blick vergessen und das knappe schwarze Top, das du an jenem Tag getragen hast, und dein Gesicht, das nichts von all dem

verriet, was in dir vorging. Eltern sind arglos, wenn sie ihre Kinder lieben. Sie können sich nicht vorstellen, was es alles gibt.

Mittwochs arbeite ich nicht. Ich kümmere mich um euch drei. Du kommst allerdings mit deinen dreizehn Jahren schon gut allein zurecht. Jedenfalls glaubtest du das. Und ich genauso. Aber deine Schwester Clarisse ist erst neun Jahre alt, und dein Bruder Baptiste gerade einmal achtzehn Monate. Der Müll musste wieder einmal zur Sortierstelle gebracht werden. Außerdem wollte ich einige Kleidungsstücke, die euch zu klein waren, bei Zahia vorbeibringen. Wenn man, wie sie, vier Kinder hat, kann man so etwas immer gut gebrauchen. Ich sagte dir rasch Bescheid, dass ich mich auf den Weg machen würde, um alles zu erledigen, aber auch, dass ich bald wieder zurück sein würde.

Du hattest dich im abgedunkelten Zimmer wieder auf dein Bett gelegt. Ich zog seufzend das Rollo hoch und empfahl dir, Licht ins Zimmer zu lassen. Du wirktest müde, hattest kleine Augen. Ich brachte dir noch das Festnetztelefon ans Bett und bat dich, mich anzurufen, falls es dir nicht gutgehe. Die Haustür schloss ich hinter mir zu. Idiotischerweise ängstigte mich der Gedanke an einen möglichen Einbrecher. Mütter haben oft die seltsame Angewohnheit, sich das Schlimmste auszumalen, als könnten sie damit die Wirklichkeit in den Griff bekommen. Sie haben Angst vor einem Unfall im Straßenverkehr, vor einer schlimmen Krankheit, vor einem Einbrecher, dem sie unvermutet Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Nur, das ist nicht das Schlimmste. Aber wie soll man als Mutter etwas so Unfassbares erahnen, jenen der Absurdität der Welt entsprungenen Schmerz, der dich dazu trieb, sie zu verlassen?

An jenem Tag, Mittwoch, den 13. Februar 2013, geschah dieses Unfassbare. Ich fuhr wie geplant zur Mülltrennungsstelle und dann zu Zahia, die nur zehn

Minuten von uns entfernt wohnt. Da sie gerade mit ihren Kindern zu Mittag aß, deckte sie zwei weitere Teller für deinen Bruder und deine Schwester. Wir beide hielten derweil ein Schwätzchen. Ich lamentierte ein wenig über den schädlichen Einfluss von Facebook und die Allgegenwart des Handys. Allein im Monat Januar wies dein Konto 3000 SMS auf! Meine Verblüffung darüber hatte sich noch nicht gelegt.

Mit einem Mal sah ich dich vor mir, zu Hause, allein in deinem Bett, und ich dachte an all die schrecklichen Nachrichten, die wir neun Tage zuvor auf deinem Handy fanden, als wir darauf bestanden hatten, dass du uns deine PIN nennst, während du aufgewühlt dein Handy umklammert hieltest. Mit einem Mal drängte es mich, mit dir zu sprechen; ich musste wissen, ob es dir gutging. Vielleicht warst du ja von deinem Hochbett gefallen? Oder in der Dusche ausgerutscht? Ich rief dich auf dem Handy an, dann auf unserem Festnetzapparat, erreichte dich aber nicht.

Panik erfüllte mich. Es war noch nicht einmal 13 Uhr, als ich mit den beiden Kleinen wieder ins Auto sprang. Eine böse Vorahnung ergriff mich. Während der Fahrt versuchte ich immer wieder, dich anzurufen. Vor dem Haus ließ ich die Kinder bei laufendem Motor im Wagen und rannte zur Tür, die noch genauso abgeschlossen war, wie ich sie hinterlassen hatte. Das beruhigte mich zunächst. Drinnen rief ich nach dir. Aber es blieb still. Mit Riesensätzen stürmte ich die Treppe nach oben. Im Badezimmer warst du nicht. Die Tür deines Zimmers war geschlossen und ließ sich nicht ohne Weiteres öffnen. Ich glaubte, du hättest dich hinter sie gekauert, um mich am Eindringen in dein Reich zu hindern. Jetzt drückte ich stärker und stellte fest, dass dein Schreibtischstuhl gegen die Tür geschoben war. Diese Sekunden dauerten eine Ewigkeit für mich. Ich schob mit aller Kraft, um ins Zimmer zu gelangen ... Und dann habe ich dich gesehen.

Schreiend umfasste ich dich und versuchte dich anzuheben, um deinen Hals zu entlasten. Es ging nicht, es ging einfach nicht. Ich konnte dich nicht losmachen. Im Badezimmer fand ich eine Schere, durchtrennte den Schal, der dir die Luftröhre abschnitt, und du fielst zu Boden. Ich ohrfeigte dich, um dich aufzuwecken, du schienst bei Bewusstsein zu sein. Mund-zu-Mund-Beatmung, dann eilig der Notruf: Die Sanitäter sagten, dass sie in Richtung Massy unterwegs seien. Aber nein, sie mussten doch nach Vaugrigneuse. Ich schrie, weinte, schnappte nach Luft. Wie mir am Telefon gesagt worden war, führte ich eine Herzmassage durch. Du hast dich erbrochen. Ich sollte dich ein paar Augenblicke in Seitenlage bringen, um dich dann erneut zu massieren. Ich massierte weiter und weiter. Wach doch auf, Marion, wach auf, ich flehe dich an!

Dein Bruder und deine Schwester saßen unterdessen allein draußen im Auto, dessen Motor noch lief. Die Rettungskräfte fanden anscheinend den Weg nicht. Ich massierte und massierte. In aller Eile rief ich deinen Vater an, der bei der Arbeit war. Ich sagte ihm, dass etwas Schlimmes vorgefallen sei, dass er sofort kommen müsse.

Endlich tauchte ein Sanitäter auf. Er forderte mich auf, das Zimmer zu verlassen und unseren Hund Vanille fortzubringen. Ich rief meine Familie und Freunde an. Zahia, die sich bereits Sorgen gemacht hatte, war bereits gekommen, um zu sehen, was los sei. Sie kümmerte sich um Baptiste, meine Freundin Myriam nahm Clarisse mit zu sich. »Marion geht es sehr schlecht«, erklärte ich deiner kleinen Schwester. Inzwischen waren die Polizeibeamten und sogar der Bürgermeister eingetroffen.

Ich machte mir solche Vorwürfe, dass ich beinahe außer mir war. Niemals hätte ich dich allein lassen dürfen. Niemals hätte ich noch bei Zahia vorbeischaun sollen. Niemals hätte ich zulassen dürfen, dass sie noch für Clarisse und Baptiste den Tisch deckt. Niemals hätte ich mich noch mit ihr unterhalten dürfen. Ich hätte dich in

meine Arme nehmen und dich wiegen sollen, bis deine düsteren Gedanken verfliegen wären.

Meine Schuldgefühle übermannten mich. Warum war ich losgefahren? Warum habe ich dich allein gelassen? Warum habe ich nichts gesehen? Warum hast du mir nichts gesagt? Warum du, warum ich, warum wir?

Dein Vater kam. Um 14.30 Uhr teilte man uns mit, dass dein Tod festgestellt worden sei. »Gibt es einen Abschiedsbrief?« Nein, nichts, antworteten die Polizeibeamten. Wir waren sprachlos, betäubt, als wäre unsere Verbindung zur Realität mit einem Mal durchtrennt. Es musste einfach ein Albtraum sein, wie in diesen schlechten Filmen, von denen man sich mitreißen lässt. Es kamen Freunde, die uns beistanden, die für uns kochten, die Wäsche wuschen und uns bei unseren ungelassenen Bewegungen halfen in dieser Schockstarre - jenem erbärmlichen Puffer zwischen unserem Leben davor und jenem Leben, das mit diesem Tag begann. Ein ersticktes Leben. Ein Leben mit dem immerwährenden Kummer. Ein Leben ohne dich.

Ein Leben zu viert. Ein neu aufzubauendes Leben. Ein Leben, das wir angemessen und schön für Clarisse und Baptiste zu gestalten versuchen werden. Ja, gewiss. Aber ein Leben ohne dich, Marion. Ein Leben ohne dich. Und das lebenslänglich.

2

Fragen über Fragen

**»Du bist mein eigen Fleisch und Blut,
und ich habe doch nichts tun
können.«**

Das Rätsel deines Todes hat uns sprachlos zurückgelassen. Nie hattest du darüber geklagt, unglücklich, niedergeschlagen, am Boden zerstört zu sein. Niemals hattest du in irgendeiner Form den verrückten Gedanken verlauten lassen, allem ein Ende zu setzen. Wolltest du denn wirklich deinem Leben ein Ende setzen?

Du wolltest nur für einen Augenblick, für eine Weile von deinem Leben Abstand nehmen – das zumindest glaubten wir an diesem Nachmittag. Du wolltest alles anhalten und hast gehofft, dass ich rechtzeitig käme, um dich zu befreien. Du hast den Schal verknotet und doch gehofft, dass er reißen würde. Es war ein Unfall. Ein Augenblick der Verwirrung. Du hast nicht beschlossen, so von uns zu gehen, ohne die Möglichkeit umzukehren, ohne ein Abschiedswort.

Es ging dir gut, Marion, erinnere dich doch, es ging dir gut. Du warst so liebenswürdig, so einfühlsam, eine so gute Schülerin, so »leicht« zu erziehen. Noch zehn Tage zuvor

hatten wir uns beglückwünscht, dein Vater und ich, eine Tochter wie dich zu haben!

Es war der 13. Februar, der Tag vor dem Valentinstag. Hier musste ein Zusammenhang bestehen, das war doch offensichtlich, und das zerriss uns das Herz: Liebeskummer war der Grund für deinen Tod, das war der Grund, Marion, das war doch der Grund, oder? Romain hat dich verlassen, und du dachtest, dass es dann besser sei zu sterben ... Mit dreizehn Jahren mag es durchaus sein, dass man in den Augen eines Jungen ewige Liebe zu finden glaubt.

Aber doch nicht du, Marion, nicht du. So dumm warst du nicht. Keine Frage, Romain hat sich mies benommen. Er muss dich mit üblen Schmähungen bedacht haben. Sonst hättest du nicht allem ein Ende setzen wollen. Wäre er zartfühlender vorgegangen, so wärst du darüber hinweggekommen. Klar, du warst über alle Maßen in ihn verliebt, das stimmt schon. Und dafür haben wir ihn an jenem Tag gehasst.

Noch am Montag, dem 11. Februar hast du mir von ihm erzählt. Du wolltest, dass er vor seinen Kumpels deutlicher zu seinen Gefühlen stand, er war dir zu wenig zärtlich. Ich hatte versucht, dich zu beruhigen. »Er liebt dich, Mayon, mein Schatz. Aber so sind die Jungs nun mal, ganz schöne Großmäuler, wenn sie mit ihrer Clique unterwegs sind.« Wie in dem Lied *Ich bin ein Mann* von Zazie, das mir nun in den Sinn kommt und das wir gemeinsam trällerten. Wir mussten alle beide lachen. »Mach dir nichts draus. Es wird sich alles finden. Sag ihm, was du empfindest. Aber Vorsicht, wenn du mit deinen Freundinnen zusammen bist, macht ihr ja schließlich auch eure Mädchenwitze, und du denkst auch nicht immer an ihn. Bei seinen Kumpels plustert er sich eben schon mal auf. Aber wenn ihr nur zu zweit seid, verhaltet ihr euch anders. So ist das nun einmal. So war es immer schon, und so wird es auch weiterhin sein.« Das glaubte ich zumindest am 11. Februar.

Mit Tränen in den Augen hast du dich in meine Arme geworfen, meine liebe, große Tochter. »Danke, Mama, das tut so gut!« Und hast sogar noch hinzugefügt: »Es tut gut zu weinen.« Ich hatte an jenem Abend keine Ahnung, wie abgrundtief dein Leid war.

Diese Unterhaltung kam mir in den Stunden nach deinem Tod mit aller Macht wieder in den Sinn und machte mir das Herz unendlich schwer. Es war der Tag vor dem 14. Februar, vor dem Fest der Verliebten, an dem du dir unbedingt gewünscht hast, dass deine Mädchenträume wahr werden. Die Vorstellung, nicht länger die Prinzessin in den Augen eines gleichaltrigen Mitschülers zu sein, war dir so unerträglich, dass du diesen Tag nicht mehr erleben wolltest. Wie grauenhaft absurd!

Immer wieder haben wir die Polizeibeamten gefragt, ob du einen Brief hinterlassen habest. Sie beteuerten, dass wir die Ersten seien, die davon erführen, wenn sich etwas fände. Sie haben elektronische Geräte aus deinem Zimmer und dein Handy mitgenommen. Uns wurde psychologische Hilfe angeboten. Hilfe wofür?

Es ging doch darum zu verstehen. Darin bestand unsere Not. Es ging darum, Worte der Wahrheit zu finden; es ging darum, herauszufinden, welches Leid dich mit dreizehn Jahren von uns fortgerissen hat, dich, meine liebe Tochter. Am Abend haben wir wie von Sinnen dein aufgeräumtes Zimmer durchwühlt – wie Einbrecher, die nach Beute lechzen, suchten wir in fieberhafter Ungeduld nach Indizien.

In deiner alten Handtasche fanden wir einen Schlüssel und das Schloss, mit dem du eigentlich dein Fach in der Schule verschließen solltest. Es sah ganz so aus, als hättest du es nicht mehr benutzt, seit ich dir im Dezember eine neue Tasche geschenkt hatte. In dieser neuen Tasche befanden sich, wohlgeordnet wie immer bei dir, deine Schulumensilien: dein Federmäppchen, deine Hefte – alles war an seinem Platz. Dann fielen uns deine

Mitteilungshefte in die Hände. Nicht nur eines, sondern zwei.

Dein Vater und ich sahen uns erstaunt an. Wie konntest du zwei dieser Mitteilungshefte haben? Hastig schlugen wir das erste auf. Es war dasjenige, das wir kannten, das du uns immer vorgelegt hast, wenn etwas von uns unterzeichnet werden musste, seit du das vorige verloren hattest. Es war dasjenige einer Musterschülerin, oder zumindest einer Schülerin ohne Probleme.

Dann griffen wir mit Bangen nach dem anderen Mitteilungsheft, als könnten wir uns daran verbrennen. Es war dasjenige, von dem du behauptet hattest, du habest es im Januar verloren. Du hast uns also angelogen.

Atemlos überflogen wir die Beurteilungen der Lehrer, die du vor uns hattest verbergen wollen. Seit Dezember hatten sie auf Veränderungen in deinem Verhalten hingewiesen, auf Störungen im Unterricht und wiederholtes unentschuldigtes Zuspätkommen, auch nach den Fünf-Minuten-Pausen. An der Stelle, an der die Eltern ihre Kenntnisnahme bestätigen sollten, hattest du die Unterschrift deines Vaters gefälscht. Normalerweise unterzeichne ich solche Mitteilungen.

Ich habe mich an den Tag erinnert, an dem du mir gestanden hast, du habest dein Mitteilungsheft verloren. Es war im November, vielleicht sogar Anfang Dezember 2012. Wir haben überall gesucht. Ich weiß noch, wie ich mehrmals wiederholte: »Wir finden es schon noch, das gibt es doch gar nicht.« Du hast dich besorgt gezeigt: »Ich werde mir eine Rüge einfangen, wenn ich mein Mitteilungsheft nicht habe.«

»Was kostet ein solches Heft?

»Ungefähr zwei Euro.«

»Wenn es tatsächlich weg ist, kaufst du von deinem Geld ein neues.«

Ich musste eine Erklärung unterzeichnen, dass es unauffindbar ist.

»Wäre schön, wenn du mir bald ein neues vorlegst.«

Ein wenig Unmut legte ich an den Tag, aber Misstrauen regte sich nicht bei mir. Es kommt schließlich auch bei mir vor, dass ich etwas nicht wiederfinde.

In diesem neuen Heft, dem falschen also, haben wir noch zwei Tage vor deinem Tod, am 11. Februar, eine Mitteilung des Klassenlehrers unterzeichnet, die er allen Eltern zukommen ließ und die folgenden Wortlaut hatte: »Die Kinder treiben sich während der Unterrichtsstunden auf den Fluren herum.« Ich fragte dich, ob auch du dich auf den Fluren herumgetrieben habest. Du hast gestöhnt: »Nein, ich treibe mich nicht herum.« Du hast unsere Kenntnisnahme vermutlich in das andere Heft geschoben, das du vor uns versteckt hast und das dein Vater und ich jetzt mit bangem Herzen durchsahen. Dort hast du mit deiner noch kindlichen Schrift vermerkt: »Marion wird dafür eine Strafarbeit erhalten.«

Dort finden sich mehrere Anmerkungen und Hinweise der Lehrer, die zumeist recht direkte und harsche Kritik an deinem Verhalten üben. Es beginnt am 17. Januar 2013, einen Monat vor deinem Tod: »Das Handy von Marion klingelt im Unterricht.« Am 22. Januar: »Marion ist in diesem Monat dreimal zu spät zum Unterricht erschienen. Sie wird als Zusatzaufgabe einen Aufsatz über die Einhaltung von Regeln schreiben, den sie am Freitag, den 25. Januar im Lehrerzimmer abgibt.« Am 1. Februar, zwölf Tage vor deinem Tod, ist vermerkt: »Marions Verhalten lässt immer mehr zu wünschen übrig: Sie redet häufig im Unterricht und äußert dabei sogar des Öfteren Schimpfworte. Vielen Dank für Ihr elterliches Einwirken auf ein angemessenes Verhalten im Unterricht.«

Verspätungen, Unterrichtsstörungen, nicht gemachte Hausarbeiten ... Wie konntest du in ein paar Wochen so viele tadelnde Mitteilungen anhäufen, ohne dass wir darüber informiert wurden? Man hätte uns per Telefon, SMS oder E-Mail benachrichtigen können, man hätte uns darauf